

Angela Krauß Das  
Weltgebäude muß  
errichtet werden.  
Man will ja irgend-  
wo wohnen.

Suhrkamp



SV



Angela Krauß

Das Weltgebäude  
*muß errichtet werden.*  
*Man will ja irgendwo wohnen.*

Suhrkamp



Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Hermann Michels und Regina Göllner

Umschlagfoto: Feridun Akgüngör, Istanbul

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43118-4

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

Hallen der Erwartung  
Tore der Verwandlung  
Küchen und Keller  
Kinder zimmer  
Loggien der Begegnung  
Logen poetischer Existenz  
Korridore von Korrespondenzen  
Hinterzimmer  
Heilige Umkleideräume  
Die Sternwarte



## Hallen der Erwartung



Ende Januar war mir schwindelig. Es war ein Stück vom Nordpol der Sonne abgebrochen. Ich erfuhr es vom Sternwarter, die NASA meldete es acht Stunden später. Durch den Abbruch sei mit Energiewellen unbekanntes Ausmaßes zu rechnen. Ich versuchte, meinen Platz in Zeit und Raum vorsichtig zu korrigieren, auch wenn mir genaue Daten fehlten. Den Wellenkanal gänzlich zu verlassen würde schwerlich gelingen. Dennoch, die Herausforderung beflügelte mich. Man sollte jederzeit alles für möglich halten. Ich legte mich mit einiger Hoffnung zu Bett.

Eine Fee erschien mir im Schlaf.  
Sie sagte, ich habe einen Wunsch frei.  
Nicht drei? fragte ich benommen.  
Zu spät, antwortete sie.

Die Nacht verlief danach ungestört. Einmal erwachte ich kurz vom silbrigen Licht im Zimmer. Ich stand auf und schaute nach dem Mond, ich hielt die Augen geschlossen. Es ist ganz natürlich, im jähen nächtlichen Erwachen Mond und Sterne mit geschlossenen Augen zu sehen. Der Mond: gleißend kalt, schattenlos. Ich nahm das träumend auf. Man weiß gar nicht, daß man davon lebt, von diesen winzigen, blitzschnell erfaßten Dosen Ewigkeit, die morgens vergessen sind.

Der folgende Tag, er fühlte sich auf Anhieb merkwürdig an. Von nichts grundiert, nichtssagend auf königliche Weise, mit keiner Botschaft beladen als der seiner sinnlichen Gegenwart. Tatsächlich kamen mir Verbindlichkeiten meines üblichen Tagwerks von Stunde zu Stunde mehr abhanden; wie von Ferne erinnerte ich mich an das Gerüst der Rituale, die dem Leben einen unmerklichen und unerschütterlichen Halt verleihen. Dieses Gerüst zerfiel etwa um die Mittagszeit vor meinen Augen, ich leistete keinen Widerstand. Das Gedankengepäck meines Lebens schien von meinen Schultern gerutscht, ich drehte mich nicht um. Gleich darauf wählte ich mich unter ein Tor treten. Unter einen hohen, etwas alttümlichen Torbogen. Schon wollte ich hindurchschreiten, hielt jedoch reflexhaft inne, meinen Blick nach oben gewendet: den Regen aus Gold oder Pech erwartend.

Ich leide nicht an Schlafstörungen, ich schlafe tief, bewußtlos, ich könnte mir nirgendwohin folgen, wenn ich es am Morgen versuchen würde. Wie die meisten Menschen denke ich darüber nicht nach, das nennt sich ein gesunder Schlaf. Diese Bewußtlosigkeit. Die Träume, die schönsten Rätsel unserer Existenz, müssen dort wohnen. Irgendwo im Nirgendwo, wo wir nie waren und doch allnächtlich hingeraten.

Aber jetzt war es Tag, ich träumte also nicht. Ich blickte an mir hinab, ich sah meine Füße auf der Schwelle unter dem Torbogen, unter dem es Pech oder Gold regnen konnte, wenn man Marie hieß. Aber hießen einst nicht alle kleinen Mädchen Marie? Damals, als ein jeder nicht nur einen, sondern

drei Wünsche frei hatte und die Wirklichkeit sich nicht vom Märchen unterschied. Damals hießen alle neugeborenen Mädchen Marie, und im Moment der Geburt – jetzt fiel mir der Moment wieder ein – standen wir unbeladen, frei wie Engel im Zwischenraum, auf der Schwelle unter dem göttlichen Torbogen.

Ich verbrachte den Tag also, das Schwindelgefühl trat in den Hintergrund, ich hatte die Sonne aus dem Blick verloren. Ich hielt zwölf Stunden inne, bewegte mich im Geiste nicht vor und nicht zurück, auf dem Fahrrad im Stadtverkehr bremste ich mehrmals ohne Anlaß. Einmal mußte ich sofort absteigen, an einer Kreuzung bei Grün. Der nächtliche Wunschbefehl, der sich als Freiheit ausgab, raubte mir alle Reserven zum Bestehen des Alltags. Ich verharrte im Zwischenraum, ich suchte herauszufinden, ob es sich vergangene Nacht um ein Angebot, eine Aufgabe oder um ein Ultimatum gehandelt hatte. Und ob dies einen Einfluß auf meine Wahl haben sollte. Bei Rot wollte ich weiterfahren und wurde angehupt. Genauso hatte sich der Traum angefühlt.

Zwischendurch überfiel mich Empörung. Zu spät? Zu spät für wen, zu spät für mich? Zu spät für alle? Nichts in meinem Leben erlaubte ich mir bisher als zu spät zu betrachten. Ich trainiere den Möglichkeitssinn. Eine Übung, die den Menschen wach und jung erhält. Sie verlangt Disziplin, man wird nicht unterstützt, denn es herrscht rundum ein Mangel an Zustimmung zu allem Ungreifbaren, ein Argwohn dem Offenen gegenüber. Was eine weitere, nicht min-

der wichtige Übung erfordert: Das Ertragen von Eigensinn, auch wenn er als Irrsinn verschrien wird. Es ist ein Stück der Sonne abgebrochen? Siehe, alles ist möglich!

Sich auf nichts weniger als das Universum zu beziehen gibt Halt und Beistand. Erst recht, da dieses Universum noch kaum erforscht ist, fast zur Gänze unbekannt. Obendrein unendlich. Kann es im Unendlichen ein Zu-spät geben? Gelegentlich wird die Menschheit von Entdeckungen ihrer Teleskope überrascht. Das Ganze wird unaufhaltsam größer, rätselhafter. Manchmal dringt daraufhin ein Staunen bis in die gesprochenen Nachrichten vor. Der Mensch merkt auf. Er spürt, es bleibt etwas ungesagt: Wir leben im Ungewissen.

Das vergißt sich schnell wieder. Der Mensch lebt nun in diesem Ungewissen recht und schlecht weiter. Ohne sich zu erinnern: Alles im Zustand des Möglichen weist in die Zukunft. Das Tatsächliche hat Form, es liegt in der Gegenwart als ein Abdruck der Vergangenheit. Das Mögliche ist grenzenlos, beweglich, lebendig und zieht in die Zukunft. Ich schaue also regelmäßig aufwärts in die Nacht, um mich meiner Grenzenlosigkeit zu versichern. Eine kleine Handlung mit großem Effekt. Gleich wähne ich mich gehalten, es überfällt mich eine gewisse Keckheit.

Einen Wunsch habe ich also frei, einen einzigen? So also soll es um meine Freiheit bestellt sein? Wer sagt das? Gab es überhaupt einen Anlaß für diesen nächtlichen Überfall? Handelt

es sich um eine Strafe? Ist mein Leben bis zu dieser Nacht unbotmäßig gewesen? Bin ich persönlich gemeint, ich? Und wer sprach da eigentlich? Kurz gesagt, ich verlor tagsüber mehrfach den Überblick, griff Instanzen an, die mir bislang heilig waren. Ich fühlte mich gleichzeitig hilflos gegenüber meiner Wut. Ich mußte sie hinnehmen; gegen das Vitale ist schwer anzukommen.

Am Abend sammelte ich mich. Ich trank ein Glas Wein und schaute mich im Spiegel an. Nein! sagte ich zu der Anderen. Sie lächelte.

Die Fee erschien wieder in der zweiten Nacht.

Diesmal bot sie die Wahl unter drei Möglichkeiten.

Also doch! frohlockte ich.

Drei Möglichkeiten wozu? Möglichkeiten, glücklich zu sein?

Zu sterben, sagte die Fee.

Ich frühstückte entschlossen. Ich schlug aus einem Granatapfel die roten glänzenden Kerne heraus, nicht ohne mich der armenischen Tafel mitten in einer Zitronenplantage unter freiem Himmel zu erinnern, an der ich diese Frucht zum ersten Mal gekostet habe. Sie läßt an ein Tischfeuerwerk aus Edelsteinen denken. Ich wähne mich im Überfluß bei ihrem Anblick. Auch die Zitronen damals schmeckten süß; ich glaube seither keiner hiesigen Zitrone mehr. Ich kaute also sorgfältig, denn die Granatapfelkerne aus dem Reich der Edelsteine halten einen harten Mittelpunkt verborgen. Ich überlegte, wie ich vorgehen sollte. Gab es eine Frist? Auch

wenn keine genannt worden war: Die Drei steht bereits im Raum, während die Zwei sich noch vollkommen glaubt. Würde es die dritte Nacht geben? Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Die glanzvollen Granaten krachten beim Zubeißen wie die Geschmeide von Königinnen.

Noch während des Frühstücks fühlte ich mich wirklicher. Irgendwo draußen über Land ertönte ein langgezogener, durchdringender Pfiff. Auch wenn ich mir ob der verstörenden Nacht noch immer nicht ganz sicher war, wo ich mich gerade befand: Der Zwischenraum ist auch ein Raum. Ich rief meine Lebensgeister zusammen, die im Hier und Jetzt rumlungern, sobald sie ohne Führung sind, und verkündete ihnen: So nicht. Nicht mit mir!

Nach dem Kaffee entschied ich: Dieser Tag sei gesegnet! Ich bin erwacht, ich lebe, ich widerspreche, ich widersetze mich. Ich werde mich schnellstens aller Möglichkeiten, lebendig zu sein, erinnern. Lange überlegen muß ich nicht. Wer sich lebendig weiß, ist glücklich. Wer glücklich ist, liebt. Ungezielt liebt der Glückliche, mit jedem Ausatmen. Ich werde allem meine Liebe erklären, denn ich wurde erinnert: Ich bin am Leben! Ich lebe! Das ist die nächste Möglichkeit zu widerstehen. Sie kostet nichts, nicht einmal Mut. Das ist neu. Schon spüre ich eine Art Ungeduld. Es gilt, keine Zeit zu vertun. Ich werde eine beliebige dahineilende Person vor der Haustür zum Stehen bringen, um ihr meine Liebe zu erklären. Weil ich am Leben bin. Sie wird ratlos sein, was mich nicht in Verlegenheit bringen wird. Lächeln werde ich und weitergehen.

Ehe die dritte Nacht anbricht, kann alles mögliche geschehen, also muß ich die erstbeste Gelegenheit ergreifen, es wird die richtige sein. Sie könnte sich ereignen wie der nächste Atemzug. Ich bin ganz überrascht ob meiner plötzlichen Verwegenheit. Ich beiße auf mein kaltes morgendliches Granatengeschmeide, roter Saft läuft mir übers Kinn, den Hals hinab; so fängt kein Tag an, der in der Reihe von dreihundertvierundsechzig anderen gewartet hat, bis er dran ist. Das Nasse am Hals bahnt sich eine kühle Spur, erschreckend vertraut: Blut oder Tränen. Oder Muttermilch, die danebenrann. Ich seufze und schlürfe. Ist das zu fassen: Ich brauche keinen Mut mehr! Ich bin frei. Ich habe nichts zu verlieren.

Warum nur habe ich hundert Jahre mit Zögern vergeudet, um in einer Nacht geweckt und in der zweiten erweckt zu werden? Erweckt zu voller Geistesgegenwart durch das eine Wort. Wie um Gottes willen habe ich denn meine Zeit verbraucht, in der ich immerzu etwas zu verlieren hatte, auf morgen verschob, auf bessere Zeiten mit passenderen Menschen und mir in Wahrheit der Mut fehlte, um nur einen einzigen freien Atemzug zu tun, um einen wahrhaft freien Gedanken zu fassen, der dieses stolze Attribut verdient? Es fällt mir wie Schuppen von den Augen: Der Mensch weiß nichts ohne das Wort. Er wagt nichts ohne das Wort. Er ist ganz ohne Sinn und Halt ohne das Wort, das er verloren hat, verbannt und geächtet. Das ist sein Pech. Wer aber vom Tod weiß, auf den wird es Gold regnen.

Ich nehme die Treppe hinab in Sprüngen, die Reihe der Briefkästen: eine Verheißung. Ich bin wie jeden Morgen darauf gefaßt: Gleich kann mir unter nichtigen Mitteilungen die Botschaft entgegenfallen, die mir das Leben erklärt. Gerade weil das noch nicht geschah, freue ich mich im stillen vor mich hin, denn die Wahrscheinlichkeit wächst von Tag zu Tag und mit ihr das Geheimnis. Freilich, das ist Ansichtssache. Das Geheimnis ist nicht jedermanns Sache. Man entscheidet jeden Augenblick, bei den normalsten Tätigkeiten, wie man zum Geheimnis steht. Ob es ausgemerzt oder bewahrt werden soll. Und im Gesamtvorkommen zu welchen Anteilen.

In der eintreffenden Post ist wieder kein einziger geöffneter Brief. Wie seit Jahren nicht, seit Jahren empfangen ich nur ungeöffnete Briefe. War ich je dankbar dafür? Nein, ich habe es hingegenommen. Als sei es eine Selbstverständlichkeit, versiegelte Sendungen zu empfangen, deren Inhalt alles wenden kann und deren Zeitpunkt der Eröffnung in unser freies Ermessen gelegt ist. Eine Freiheit, die niemandem bewußt ist. Ein stilles, schier unfaßbares Reservoir an Möglichkeiten, die bereit sind, die darauf warten, unser Leben von morgen zu sein. Ein Schatz von kosmischer Unendlichkeit. Es gab Zeiten, da riß ich diese ungeöffneten Briefe schon auf der Treppe auf, es müssen Zeiten tiefer Unbewußtheit gewesen sein, abgründiger Taubheit der Sprache des Lebens gegenüber, kurz: Zeiten der Tat.

Die Postbotin treffe ich in der Halle, die Arme voller ungeöffneter Briefe. Sie ist blond, ihr jüngstes Kind kam verzögert ans Licht und erlitt Luftnot, das war vor acht Jahren, es spricht wirr und muß lebenslang im Wagen gefahren werden. Die Postbotin hat dennoch keinen einzigen Brief geöffnet und erträgt die Ungewißheit. Sie ist so blond, daß ich draußen, wenn sie auf der anderen Straßenseite mit ihrem Postrad fährt und mich winkend erblickt, glaube, ein Engel weht durch meinen Tag.

Ich kenne alle Postboten meines Lebens, ich habe keinen vergessen, die Postbotinnen ebenso, es sind Wesen, die den Menschen durch das Leben begleiten, ohne den Abstand zu verringern oder zu erweitern, sie bleiben verlässlich in einer bestimmten Distanz, die auch der Empfänger nicht zu ändern vermag. Liegt es daran, daß sie Boten, Überbringer sind und diskret hinter der Botschaft stehen wollen, welche unbekannt, also nicht zu fassen ist, im Gegensatz zu ihnen selbst, die faßbar vor uns stehen? Wollen sie deshalb ihre konkrete irdische Erscheinung möglichst unaufdringlich gestalten, im Sinne ihres Dienstes? Ich habe schon früh die Engel in ihnen wahrgenommen, ohne es zu verstehen.

Ich eile durch die Halle aus leuchtendem Marmor, dieser Stein überdauert die Zeit, nichts macht ihn stumpf, nichts läßt ihn erblassen. Ich atme tief ein; draußen herrschte drei Jahre Atemnot, die Luft ist noch ausgedünnt von Angst und Argwohn, das große Stück geht zu Ende, die letzten Verzagten treten maskiert auf. Innerhalb des Menschheitsschau-

spiels dieses jungen Jahrhunderts ein unerwartet monumentaler Akt, verblüffend in Erfindergeist und Kalkül, wie von leichter Hand inszeniert.

Wie hatte ich sie einst vermißt: Die große Geschichte. Die Weltbühne alles verändernder Ereignisse. Wurde ich in einen nichtigen Zeitabschnitt geboren? Es lebten drei Milliarden Menschen und ein gefleckter Straßenhund, der die Erde umkreiste, auf immer, denn im All gibt es keine Zeit, weshalb er die drei Milliarden menschlicher Mitgeschöpfe von damals überlebt haben könnte. Darüber wurde Stillschweigen bewahrt; das breite gütige Lächeln des ersten Staatspräsidenten leuchtete den Kindern wie der volle Mond, während die Erwachsenen ihre Ferngläser gen Nachthimmel auf die Umlaufbahn des Hündchens richteten, es steckte in einer Kapsel und war in der Zeitung abgebildet; jeder würde es sofort wiedererkennen, und jeder wollte der erste sein. Dann ereignete sich lange nichts, manche Männer hatten nur einen Arm, manche Frauen ein fremdes Kind, in ihrem Leben hatte sich genug ereignet. Ich war ungeduldig; nicht mal ein Krieg. Das erwies sich als Täuschung. Im Sonnenschein der Kindheit nimmt die Geschichte erneut Anlauf, das entgeht dem Kind aus purer Daseinsfreude. Unser Lebenslauf begann friedlich, scheinbar verspielt, jetzt wissen wir es: Es ging darum, Kräfte zu sammeln, Vorrat zu speichern. Für die Zukunft, die schon immer weitab im Unvorstellbaren lag: sechs Milliarden Jahre weit weg. Wenn nämlich dereinst die Sonne verglühen wird, das gilt als gesichert. Aber nun ist schon vorige Woche ein Stück der Sonne abgebrochen. Hat also die Zukunft begonnen?

Die Welt ist unbenannt, wenn der Mensch in sie gleitet, ein Alles und ein Nichts, ein jäh aufklingender Raum der Erwartung, und alle Räume dieses Weltgebäudes sind vorerst verschlossene Orte des Wissens, das vergessen wurde.

Der blonde Engel stopft ruckzuck die Briefkästen voll, sie sind alle golden, und die Halle ist aus Marmor, vanillefarbenem. Sie haben heute nichts, sagt der Engel und lächelt mich verlegen fragend an, als sollten wir jetzt vielleicht gemeinsam beraten, wie mein Tag noch zu retten sei. Das macht nichts, erwidere ich, ich habe noch ungeöffnete Post. Da bin ich beruhigt, sagt der Engel, nicht alle Haushalten so gut wie Sie, die wenigsten. Um genau zu sein: Ich kenne niemanden. Und ich, gestehe ich meinerseits plötzlich, ich muß nur an Sie denken, wenn ich nicht weiterweiß. In Ihren Armen halten Sie tagein, tagaus nicht drei, sondern Hunderte Möglichkeiten. Die können lange lebendig bleiben, wenn der Mensch warten kann. Ich wollte es Ihnen schon lange sagen: Kaum denke ich an Sie, wird alles weit und offen, es fühlt sich an wie Liebe.

Sie wissen nicht weiter, sagt der Engel, und durch die blonden Haare geht eine leichte Bewegung, das sieht man Ihnen nicht an. Ja, gebe ich zu, ich gebe mir Mühe, wo kämen wir hin, wenn das den Menschen auf der Stirn geschrieben stünde. Mein Engel tut erstaunt. Es steht allen Menschen auf der Stirn geschrieben! Sie wissen es alle, daß sie nicht weiterwissen. Alle wissen es. Der Mensch weiß. Aber – sage ich überrascht. Nichts aber, sagt der Engel. Klappt die Posttasche zu